

Klaus-Jürgen Tillmann

Söhne und Töchter in bundesdeutschen Familien — Mehr Kontinuität als Wandel?

Die Jugendforschung hat sich mit der Familie als Lebensort von Jugendlichen bisher nur am Rande beschäftigt. Im „Boom“ der Subkulturforschung sind Jugendliche von Forschern vor allem in ihren peer-groups, ihren Straßen-Gangs, in Dicotheken, auf dem Fußballplatz und in der Rocker-Szene aufgesucht worden. Daß damit eine Konzentrierung auf die männlich dominierten Formen des Jugendlebens verbunden ist, wurde von Jugendforscherinnen schon sehr bald kritisiert (vgl. *McRobbie/Garber 1979*); denn Mädchen treten viel seltener in auffälliger oder gar aggressiv getönter Weise in der Öffentlichkeit auf, sie praktizieren hingegen viel häufiger im familiären Kontext eine „Kultur der vier Wände“ (ebenda, S. 224). Solche Handlungsformen junger Mädchen sind aber — weil unspektakulär — oft erst gar nicht in den Blick der Jugendforschung gelangt. Zugleich droht bei dieser Betrachtungsweise aus dem Blick zu geraten, daß auch männliche Jugendliche in der Familie leben — daß sie dort agieren, dort versorgt werden, dort wohl auch emotionalen Rückhalt suchen. Betrachtet man hierzu die vorliegende Forschung, so scheint die Familie als Lebensort *männlicher* Jugendlicher besonders uninteressant zu sein. Damit wird deutlich, daß bereits durch die Wahl von Forschungsfragen und -perspektiven ein deutlicher Geschlechter-Bias in die jüngere Jugendforschung hineingetragen wurde. In diesem Aufsatz wird der Versuch unternommen, dieser Tendenz entgegenzutreten, indem der angeblich unspektakuläre Ort der Familie in den Mittelpunkt gestellt wird: Welche Erkenntnisse über die familiäre Situation von männlichen und weiblichen Jugendlichen liegen vor, welche Aussagen über Prozesse der Geschlechtersozialisation lassen sich anhand dieses Materials formulieren? Unter dieser Fragestellung wird die bundesdeutsche Forschung der 70er und 80er Jahre gesichtet und im folgenden interpretierend dargestellt.

1. Die Familie als Lebensort

Soziologische und erziehungswissenschaftliche Untersuchungen weisen aus, mit welchem Wandel der Familienstrukturen wir es in der Bundesrepublik insbesondere seit den 60er Jahren zu tun haben: Es wird seltener und später geheiratet, zugleich werden Ehen wesentlich häufiger als früher geschieden. Daraus ergibt sich, daß immer mehr Erwachsene als Alleinstehende leben — und daß der Anteil alleinerziehender Eltern er-

heblich gewachsen ist. Innerhalb der Ehen werden weniger Kinder geboren, so daß die Familien kleiner sind als früher: Ein- und Zweikind-Familien überwiegen bei weitem (vgl. *Nave-Herz* 1988, S. 73 ff.). Die Ehefrau als „Nur-Hausfrau“ wird immer seltener, und auch Mütter von Kindern sind inzwischen zu mehr als 40 % (teilzeit-)berufstätig (vgl. *7. Jugendbericht* 1986, S. 10 ff.; *Klemmu.a.* 1990, S. 46 ff.). Wenn man mit diesem Bild der sich langsam auflösenden „traditionellen Familie“ an die Jugendforschung der 80er Jahre herangeht, erlebt man einige Überraschungen¹:

Repräsentative Studien zeigen zunächst einmal, daß der übergroße Teil der Jugendlichen in der elterlichen Familien lebt. Bei den 15- bis 18jährigen sind es etwa 97 % (vgl. *Jugendwerk* 1985/5, S. 171; *Seidenspinner/Burger* 1982, Tab. 36; *Allerbeck/Hoag* 1985, S. 54). Erst vom 19. Lebensjahr an wird der Auszug aus dem Elternhaus zu einem quantitativ bedeutsamen Ereignis, er wird von den Mädchen im Durchschnitt etwas früher vollzogen als von den Jungen; denn der zu „erwartende Mehraufwand an Arbeit beim selbständigen Wohnen (hindert) Jungen eher als Mädchen daran, sich nach einer eigenen Wohnung umzutun“ (*DJI* 1989, S. 138). Bei den 21- bis 22jährigen lebt dann etwa die Hälfte weiterhin zu Hause, die andere Hälfte hingegen wohnt unabhängig von den eigenen Eltern (*Jugendwerk* 1985/5, S. 171). Die allermeisten Jugendlichen leben mit Vater und Mutter in einer Familie. Dabei ist der Anteil dieser vollständigen „Ursprungsfamilien“ unerwartet hoch: In der jüngsten Repräsentativstudie zu dieser Frage (1983)² wurde ermittelt, daß 80 % der 15- bis 19jährigen mit beiden Eltern im selben Haushalt zusammen. Dieser Anteil seit 1962 nicht etwa gefallen, sondern um 8 Prozentpunkte gestiegen (*Allerbeck/Hoag* 1985, S. 54). Von den 1982 befragten 15- bis 19jährigen Mädchen (vgl. *Seidenspinner/Burger* 1982, Tab. 36) lebten sogar 87 % bei beiden Eltern, lediglich 10 % nur bei einem Elternteil (fast ausnahmslos bei der Mutter). Trotz steigender Scheidungsquoten und angeblich steigender Neigung zum frühen Auszug gilt damit für die 80er Jahre: Die Herkunftsfamilie, bestehend aus Vater, Mutter und Kind(ern), bleibt bis zum 20. Lebensjahr für die große Mehrheit der Jugendlichen der alltägliche Wohn- und Lebensort. Auch die Ergebnisse zur Geschwisterzahl überraschen: Nur eine Minderheit dieser Jugendlichen (knapp 20 %) lebt als Einzelkind. Etwa ein Drittel wächst mit einem Geschwisteranteil auf, fast die Hälfte mit mehreren Geschwistern (vgl. *Seidenspinner/Burger* 1982, Tab. 106; *Höhn* 1989, S. 203). Die Familie, in der die große Mehrheit der Jugendlichen aufwächst, besteht somit aus vier oder mehr Personen. Diese Daten stoßen vielfach auf Verblüffung oder gar Unglauben, weil sie der alltäglichen Erfahrung im eigenen Bekanntenkreis zu widersprechen scheinen. Hierzu nur zwei Hinweise, die diese Diskrepanz zumindest zum Teil erklären können: Richtig ist, daß die Scheidungsrate von 9,4 % (1960) auf 33 % (1986) gestiegen ist (vgl. *Popp/Tillmann* 1990b, S. 566). Weil aber vor allem junge, kinderlose Ehen geschieden werden (inzwischen sind mehr als 50 % der geschiedenen Ehen kinderlos), wirkt sich dieser Trend auf die Situation von Kindern und Jugendlichen nur sehr „abgefedert“ aus. Und weiter: Richtig ist, daß die durchschnittliche Kinderzahl pro Ehe seit der Jahrhundertwende von vier auf zwei gesunken ist (vgl. *Tippelt* 1988, S. 623). Dies ist aber auch darauf zurückzuführen, daß immer mehr Ehen (inzwischen etwa 20 %) kinderlos bleiben. Weil nun aber in solchen Familien keine Jugendlichen aufwachsen, ist dieser Trend für die Lebenssituation von Heranwachsenden bestenfalls nebensächlich.

2. Familienbeziehungen: Die Mutter steht im Mittelpunkt

Die Familie stellt den Jugendlichen nicht nur die materielle Basis ihrer Existenz bereit, sie ist zugleich der personelle Rahmen für kontinuierliche Unterstützung und emotionale Geborgenheit. Zwar werden mit zunehmendem Alter immer mehr Bereiche des Alltags außerhalb der Familie gelebt und auch aus der Unterhaltung mit den Eltern ausgeklammert; doch dieser (notwendige) Prozeß der Distanzierung und Ablösung steht nicht im Gegensatz zu der Erwartung, daß die Eltern gerade in dieser Phase Ansprech- und Lebenspartner sein mögen. Übereinstimmend berichten die Untersuchungen, daß vor allem die Mütter diesen Anspruch weitgehend erfüllen. Söhne wie Töchter erklären immer wieder, daß sie vor allem zur Mutter ein gutes Verhältnis haben, daß sie sie als Vertrauensperson sehen, daß sie mit ihren Sorgen zu ihr gehen können; demgegenüber fällt die Beziehung zum Vater weit ab. In der 1982 durchgeführten *Sinus*-Studie erklärten die meisten männlichen Jugendlichen zwischen 15 und 17, die Mutter sei ihre wichtigste Vertrauensperson (63 %), es folgen die Freunde (56 %), erst dann kommt der Vater (39 %). Bei den Mädchen dieses Alters finden sich ähnlich hohe Werte für Gleichaltrige und für die Mutter, die Beziehung zum Vater wird mit 29 % hingegen deutlich schlechter bewertet (*Sinus* 1985, S. 77). Bei den 18- bis 21jährigen Mädchen nennen 54 % die Mutter, aber nur noch 16 % den Vater. Was das persönliche Gespräch angeht, gerät insbesondere bei den Töchtern der Vater schon sehr bald in eine Randposition. All diese Studien zeigen übereinstimmend ein

„weitgehend vertrauensvolles und liebevolles Verhältnis zwischen Jugendlichen und ihrer Mutter. Die Beziehung zum Vater ist nicht ganz so ungetrübt. Mädchen haben ein distanzierteres Verhältnis zu ihrem Vater als Jungen... Beide Geschlechter ... bemängeln beim Vater häufiger als bei der Mutter, daß er ihnen selten seine Zuneigung zeigt“ (*DJI* 1989, S. 125).

Was in den repräsentativen Studien gefunden wurde, spiegelt sich auch in einer Fallstudie bei Hauptschülern wieder: Die Achtkläßler dieser Untersuchung werden aufgrund ihrer Verhaltens- und Einstellungsmuster von den Forschern entweder als „familienzentriert“ oder als „subkulturorientiert“ eingeordnet. Wenn es um die Besprechung persönlicher Probleme geht, steht bei den familienzentrierten Jugendlichen die Mutter an erster Stelle (49 %), gefolgt von Freund oder Freundin. Dabei erweist sich das Verhältnis von Töchtern und Müttern als besonders eng. Bei den subkulturorientierten Jugendlichen stehen hingegen die Freunde/Freundinnen an erster Stelle, danach kommt die Mutter. Väter nehmen bei beiden Gruppen eine nachgeordnete Position ein, bei den subkulturorientierten Jungen werden sie nur noch von 9 % genannt (vgl. *Projektgruppe* 1977, S. 248).

All diese Untersuchungen verweisen zum einen darauf, daß Väter von den Jugendlichen — insbesondere von den Töchtern — viel zu selten als verständnisvolle Gesprächspartner erlebt werden. Sie zeigen zum anderen, daß die Mutter-Tochter-Beziehung häufig besonders innig, besonders vertraut und intim ist. Dies gilt vor allem für die 14- und 15jährigen Mädchen, die noch keine festen Jungenfreundschaften haben. Viele dieser Mädchen „haben eine enge Mutterbeziehung; sie identifizieren sich weitgehend mit ihrer Mutter, und daß heißt auch, daß sie sich ihr gegenüber wenig abgrenzen“ (*Burger/Seidenspinner* 1988, S. 119). Dabei mag neben den psychologischen Momenten auch ein zeitlicher Faktor eine Rolle spielen: Mütter sind viel häufiger zu Hause anwe-

send als ihre Ehemänner — und auch die Töchter verbringen ihre Freizeit viel häufiger in der Familie als ihre Brüder (vgl. *Sinus* 1985, S. 110 ff.; 6. *Jugendbericht* 1984, S. 101 ff.). Mit dem Verweis auf die Innigkeit der Mutter-Tochter-Beziehung wird aber auch plausibel, daß die Ablöseprozesse in dieser Beziehung häufig besonders schwierig, konfliktreich und langdauernd sind. Psychologische Untersuchungen haben sich nicht zuletzt deshalb eingehend mit dieser Mutter-Tochter-Beziehung befaßt (vgl. z.B. *Hammer* 1978; *Friday* 1979). Die Behauptung, die Mutter-Tochter-Beziehung sei „bislang ein noch wenig untersuchtes Gebiet“ (*Cramon-Daiber* 1984, S. 120), ist demnach spätestens seit der Arbeit über „Töchter und Mütter“ von *Burger/Seidenspinner* (1988) deutlich zu relativieren. Während die vorliegende Forschung somit auf eine spezifische Problemlage der heranwachsenden Tochter aufmerksam macht, bleiben in den Untersuchungen die Familienbeziehungen der heranwachsenden Söhne eher im Dunkeln.

3. Hausarbeit: Männer als Gäste, Frauen als Personal

Durch den Haushalt einer Familie wird nicht nur die individuelle Reproduktion (Essen, Schlafen) gesichert, sondern auch Wohlbefinden und entspannte Häuslichkeit geschaffen. Um dies immer wieder herzustellen, bedarf es erheblicher Arbeiten: Kochen, Putzen, Waschen, Aufräumen, Einkaufen — aber auch, weniger funktional — Blumen pflegen, den Sonntagskuchen backen, mit den Kindern spielen. Diese Arbeiten gelten traditionell als Aufgabe der Frau, als „Hausfrau“ wird daraus ein Quasi-Beruf. Ob in einer Familie traditionelle Rollenverteilungen vorherrschen, ob Mädchen und Jungen im Alltag auf ihren geschlechtsspezifisch angestammten Platz vorbereitet werden, läßt sich an keinem Indikator besser erkennen als an der Verteilung der Hausarbeit. Die Repräsentativstudien zeigen zunächst, daß die Diskussion über den Wandel der Geschlechterrolle die innerfamiliäre Arbeitsteilung bisher kaum erreicht hat:

„In den elterlichen Haushalten herrscht die traditionelle Aufgabenverteilung beinahe ausnahmslos vor. Die Mutter putzt, kocht und kauft ein, während ‚Geld verdienen‘ und ‚kleine Reparaturen‘ zu den Aufgaben des Vaters gehört“ (*Allerbeck/Hoag* 1985, S. 114).

Hierfür das Beispiel des „Saubermachens“ — das sich in ähnlicher Weise beim Kochen, Einkaufen etc. wiederholt: Nur 1 % der Jugendlichen sagen, daß dies hauptsächlich vom Vater erledigt wird; 12 % sagen, daß diese Arbeit von beiden Elternteilen gemacht wird; aber 86 % berichten, daß dies überwiegend oder ausschließlich von der Mutter erledigt wird (ebenda, S. 115, ähnlich *Seidenspinner/Burger* 1982, Tab. 38 f.). Diese Zahlen müssen allerdings vor dem Hintergrund der Erwerbstätigkeit von Vater und Mutter gesehen werden: Während die Väter fast ausnahmslos ganztätig berufstätig sind, trifft das nur für eine Minderheit der Mütter dieser Jugendlichen zu: In der Stichprobe von *Allerbeck/Hoag* (1985, S. 122) sind nur 24 % der Mütter ganztags berufstätig, 31 % arbeiten teilzeit, 45 % sind nicht berufstätig.

Jugendliche, die in den 80er Jahren aufgewachsen sind, erleben in ihrer Familie somit eine traditionelle, z.T. rigide Rollenteilung: „Die Mutter werkelt emsig — noch um eine Stufe schneller, wenn sie erwerbstätig ist“ (*Cramon-Daiber* 1984, S. 137), der Vater hält sich weitgehend heraus. Daß mit diesen „Modellen“ Sozialisationswirkungen für die

Heranwachsenden verbunden sind, liegt auf der Hand. Bemerkbar macht sich dies ganz unmittelbar in dem Ausmaß, in dem sich die Jugendlichen — die Söhne und Töchter — selbst an der Hausarbeit beteiligen: 70 % der Mädchen, aber nur 40 % der Söhne räumen ihr Zimmer selbst auf. 70 % der Jungen, aber nur 19 % der Mädchen helfen „nie“ beim Kochen; 82 % der Mädchen, aber nur 34 % ihrer Brüder sind in den Hausputz einbezogen. Zum Wäschewaschen werden 8 % der Jungen, aber 49 % der Mädchen herangezogen (vgl. *Jugendwerk* 1981 / 1, S. 333). Die schichtenspezifische Aufgliederung dieser Daten zeigt, daß diese Unterschiede in allen sozialen Kreisen der Bevölkerung vorkommen — in der Unterschicht allerdings besonders massiv: Im Haushalt nicht zu helfen — das ist vor allem „bei den Jungen aus der Unterschicht und bei Jungen mit Hauptschulniveau üblich“ (ebenda, S. 335). Die Mädchen-Studie kommt zu ganz ähnlichen Ergebnissen: Ob Einkaufen, Kochen oder Putzen — die Söhne halten sich noch stärker raus als ihre Väter. Die Töchter hingegen werden in bemerkbarer Weise eingebunden — insbesondere dann, wenn die Mütter ganztags berufstätig sind: Etwa 50 % der 15- bis 17jährigen Mädchen verrichten bis zu vier Hausarbeitsstunden wöchentlich, ca. 40 % zwischen 5 und 10 Stunden, weitere 6 % werden noch stärker herangezogen (*Sidenspinner/Burger* 1982, Tab. 42). Präzise Vergleichszahlen für Jungen gibt es nicht, doch generell antworten sie auf entsprechende Fragen fast immer mit „selten“ oder „nie“ (vgl. *Jugendwerk* 1981 / 1, S. 333). Aus dieser höheren häuslichen Arbeitsbelastung, der sehr viele Mädchen unterliegen, ergeben sich zwangsläufig zeitliche Einschränkungen. Insofern ist es nicht verwunderlich, daß Mädchen deutlich seltener als Jungen angeben, „sehr viel“ bzw. „genug“ Freizeit zu haben (vgl. *Sinus* 1985, S. 106). Während somit nicht wenige Mädchen das Problem haben, einer Überforderung ihrer Arbeitskraft begegnen zu müssen, besteht bei den 15- bis 16jährigen Jungen die Hauptsorge,

„ob durch die Mithilfe im Haushalt nicht ihre männliche Identität Schaden leidet. Ihre Statusprobleme verschärfen sich nicht zuletzt dadurch, daß viele Arbeit zu Hause unter der Führung der Mütter und manchmal der älteren Schwester geschehen. Deshalb entwickeln sie eine Reihe von Taktiken, sich den Ansprüchen der weiblichen Familienmitglieder so weit wie möglich zu entziehen“ (*Projektgruppe* 1977, S. 282 f.)

Fragt man nach den Auswirkungen dieser ungleichen Lebenssituation, so wird zunächst auf ein innerfamiliäres Konfliktpotential verwiesen. Zugespitzt formuliert:

„Mädchen sehen an ihren Brüdern und Vätern, daß es zwei verschiedene Parteien im Familienstaat zu geben scheint; die eine hat gefälligst zu arbeiten, damit sich die andere Partei ihrer Bequemlichkeit und anderen Interessen widmen kann. Dagegen müssen sie sich wehren“ (*Cramon-Daiber* 1984, S. 136).

Nun führen die Töchter ihre Abgrenzungsfefechte keineswegs mit den Nutznießern der Hausarbeit, mit den Vätern oder Brüdern, sondern — paradoxerweise — mit der eigenen Mutter; denn diese klagten bei ihnen ja die Hausarbeitsleistungen ein. Kurz: „Das Drama zwischen Töchter und Mütter hat einen konkreten Gegenstandsbereich: die Hausarbeit“ (ebenda, S. 136). Daß die Mädchen später in der eigenen Familie die Frauenrolle — was die Hausarbeit betrifft — deutlich anders spielen wollen, zeigen *Allerbeck/Hoag*: „Zu gleichen Teilen von Mann und Frau erledigt“ werden soll dann das Einkaufen (78 %), das Geld verdienen (70 %), aber auch das Putzen und Kochen (jeweils ca. 55 %). Viele der Mädchen setzen sich in ihrem Zukunftsbild damit von der Frauenrolle ab, die sie selber zu Hause erleben. Welche neue Konfliktlinie sich damit allerdings eröffnet, zeigen die Antworten ihrer zukünftigen Partner — der gleichaltrigen

Jungen. Sie haben in allen Punkten weit weniger egalitäre Vorstellungen von der Verteilung der Berufs- und Familienarbeit als die Mädchen (vgl. 1985, S. 115).

Insgesamt zeigt die Analyse zur Hausarbeit vor allem auf, in welcher ambivalenter Situation die heranwachsenden Mädchen stecken: Die zeitlich stärkere Belastung führt zu einem Konfliktpotential innerhalb der sonst eher innigen Mutter-Tochter-Beziehung, die Tochter lernt gleichzeitig Übernahme und Widerstand gegen die traditionelle Frauenrolle. Für die jungen Männer hingegen scheint dies alles relativ problemlos zu sein: Von ihnen wird wenig gefordert, Einschränkungen werden ihnen kaum zugemutet. Anlässe zur Infragestellung der eigenen privilegierten Geschlechterrolle werden kaum geboten — obwohl gerade dieses Feld sich dazu hervorragend eignen würde.

4. Ausgehkontrolle: Die Väter schalten sich ein

Das Jugendalter gilt als die Zeit, in der sich die innerfamiliären Konflikte zwischen Eltern und Heranwachsenden zuspitzen, in der sich die Jugendlichen auch über Auseinandersetzungen ihre Unabhängigkeit erkämpfen. Eine Vielzahl gleichgelagerter Ergebnisse läßt allerdings den Schluß zu, daß in den 80er Jahren besonders harte Auseinandersetzungen eher seltener geworden sind, daß in einem liberalisierten Erziehungsklima das wechselseitige Verständnis füreinander gewachsen ist, daß die Ablösekongflikte insgesamt an Schärfe verloren haben (vgl. Schütze 1988, S. 239 ff.). Trotz dieser Tendenz gibt es aber in den Familien nach wie vor Felder, die zwischen den Generationen konflikthaft umkämpft sind. Neben der Hausarbeit sind hier vor allem die Schulleistungen, das Rauchen, die Haarfrisur und das Taschengeld zu nennen. Die *Shell*-Studie 1985 hat aufgezeigt, daß etliche dieser Konfliktpunkte Jungen wie Mädchen in gleicher Weise betreffen. So scheint die elterliche Kritik an der (schlampigen) Kleidung und an der (lauten) Musik keine Geschlechtsunterschiede zu kennen (vgl. Zinnecker 1985b, S. 108). Darüber hinaus bekommen männliche Jugendliche mit ihren Eltern vor allem Streit wegen (mangelnder) Schulleistungen und (schlechter) Umgangsformen; Mädchen hingegen haben zusätzlichen Ärger vor allem wegen des abendlichen Ausgehens und wegen ihrer Jungenbekanntschaften.

Unter geschlechtstypischem Aspekt interessieren hiervor allem die Bereiche, bei denen sich erhebliche Unterschiede zeigen. Dabei fallen die Streitfälle ins Auge, die eng mit dem erotisch-sexuellen Erfahrungsbereich verknüpft sind: 15- bis 19jährige Mädchen haben schärfere Ausgangsbeschränkungen als die gleichaltrigen Jungen (vgl. *Jugendwerk* 1981 / 1, S. 98), zugleich haben sie deshalb häufiger mit den Eltern Ärger als ihre Brüder. 56 % der Mädchen geben an, schon einmal mit ihren Eltern Streit wegen ihrer Jungenbekanntschaften gehabt zu haben; hingegen hat es nur bei 33 % der Jungen vergleichbaren Ärger gegeben (vgl. ebenda, S. 118). Fragt man die Mädchen, so bestätigen sie, daß sich hier ein besonderes Konfliktpotential aufbaut. Als Problempunkte zwischen Töchtern und Eltern werden von ihnen zwei Hauptbereiche genannt: Der eine dreht sich ums Aufräumen und die Hausarbeit, der andere — noch wichtigere — um das Weggehen und Nachhausekommen, um Freunde und Jungenbekanntschaften: Probleme mit den Eltern gibt es, weil die Mädchen „zu wenig zu Hause“ sind, weil sie „zu spät nach Hause kommen“, weil die Eltern den „Freund nicht mögen“ (*Seidenspinner* /

Burger 1982, S. 43 ff.). Daß diese geschlechtstypischen Unterschiede auch schon bei Vierzehnjährigen von Bedeutung sind, macht die Hauptschüler-Fallstudie deutlich. Massive Schwierigkeiten mit den Ausgehzeiten haben vor allem die „subkulturorientierten“ Mädchen: Weil die Eltern gerade diese Töchter für besonders gefährdet halten, unterliegen sie fast ausnahmslos einer scharfen abendlichen Ausgehkontrolle. Die meisten Mädchen fügen sich den Verboten nur widerwillig, zugleich probieren sie aus, wie weit sich diese ohne allzu große Folgen übertreten lassen (vgl. *Projektgruppe 1977*, S. 259). Vor diesem Hintergrund verwundert es nicht, daß diese Mädchen weit mehr Konflikte in der Familie haben als alle anderen Jugendlichen dieser Untersuchung.

In diese Konflikte um das Weggehen und Nachhausekommen der Töchter schalten sich nun auch die Väter ein. Die Mädchen berichten, wie streng die Väter auch auf kurze Verspätungen reagieren und welche harten Strafen (Hausarrest) gelegentlich ausgesprochen werden. Zugleich erzählen sie, wie es ihnen mit weiblichen Überredungstaktiken dann häufig doch gelingt, ihre Väter wieder „rumzukriegen“ (vgl. ebenda, S. 274). Die repräsentative Mädchen-Studie macht deutlich, daß diese väterlichen Handlungsweisen typisch sein dürften: Während es die Väter wenig interessiert, ob die Tochter auch die Hausarbeit mitträgt, schalten sie sich bei der Frage des abendlichen Weggehens, der „richtigen“ oder „falschen“ Jungenfreundschaften massiv ein. Konfliktgespräche mit den Töchtern führen sie darüber genauso häufig wie die Mütter (vgl. *Burger/Seidenspinner 1988*, S. 106). Fallstudien über Konflikte im Elternhaus bringen immer wieder Beispiele, daß Mütter und Väter vor allem mit ihren 14- bis 17jährigen Töchtern über das unkontrollierte Entfernen aus der Familie in Streit geraten (vgl. z.B. *Bullens 1982*; *Sander/Vollbrecht 1985*, S. 79 ff.). In einer Studie über jugendliche Ausreißer(innen) wird deutlich, daß hier der Auslöser für das „Abhauen“ von Mädchen liegt:

„Als Anlässe des Weglaufens werden von Mädchen immer wieder — schon fast stereotyp — Beschränkungen hinsichtlich Ausgehzeiten und Kontrolle ihres Freundeskreises genannt“. Dazu wird dann die Aussage eines Mädchens zitiert: „Da wollt ich mal so raus und so und da wollt er mir das verbieten mit meiner Freundin wegzugehen. Meint er, es wär schlechter Umgang und so. Da bin ich dann abgehauen, da war ich 3 Tage weg“ (*Elger u.a. 1984*, S. 104 f.).

Die Untersuchungen lassen den Schluß zu, daß trotz aller Liberalisierungen des Familienklimas und trotz der Veränderungen der Sexualmoral in den 70er Jahren hier nach wie vor ein Feld der Ungleichbehandlung von Mädchen und Jungen besteht: Die erwachende Sexualität der Mädchen scheint in den Augen vieler Eltern gefährlicher und problematischer zu sein als die der Jungen. Eltern reagieren darauf nicht nur mit aufklärenden Gesprächen, sondern auch mit verschärfter Kontrolle. Daß sich in diese Kontrolle die Väter besonders stark einschalten, mag mit der unterstellten Bedeutung dieses Problems erklärt werden. Es hängt aber wohl auch mit verdeckten Eifersuchtsstrukturen zusammen, von denen einige Mädchen in den Fallstudien von *Kieper/Lübbes (1982, S. 230 ff.)* berichten: Der neue Freund wird als Konkurrent um die Liebe der Tochter empfunden, ohne daß der Vater sich und anderen dies einzugestehen vermag. Während er seine Verbote mit Sorge und Fürsorge begründet, spürt die Tochter die „Doppelbödigkeit“, die dahintersteckt, und rebelliert dagegen.

Die Feststellung, daß auch in den 80er Jahren noch die Mädchen einer wesentlich stärkeren elterlichen Kontrolle unterliegen als die Jungen, darf allerdings nicht ohne historische Relativierung bleiben: Aus den Untersuchungen der 50er und 60 Jahre wissen

wir, welche rigiden Beschränkungen die meisten Mädchen oft bis zum damaligen Volljährigkeitsalter (21 Jahre) unterworfen waren (vgl. z.B. Küppers 1964, S. 60ff.; Göbel 1964, S. 361). Ohne Zweifel haben sich hier erhebliche Veränderungen vollzogen: Beziehungen zum andern Geschlecht, die voreheliche Sexualität eingeschlossen, sind in früherem Lebensalter selbstverständlich geworden. Doch die Auseinandersetzungen, die darum ausgefochten werden müssen, sind für Jungen und Mädchen nach wie vor nicht gleich. Sie führen dazu, daß die familiäre Situation für Mädchen häufig weit konfliktgeladener ist als für Jungen.

5. Fazit

Für die Sozialisation im Jugendalter spielt der Lebensort Familie eine bedeutende Rolle. Untersuchungen, die dies geschlechtsspezifisch analysieren, gibt es aus den siebziger Jahren nur ganz vereinzelt, seit Beginn der 80er Jahre finden sich solche Studien häufiger. Während die Jugendforschung in anderen Feldern — insbesondere im Bereich der peer-groups — einen Blick vor allem für männliche Aktivitäten entwickelt hat, läßt sich eine solche „Einäugigkeit“ für den Bereich der Familie nicht feststellen. Im Gegenteil: Die familiäre Situation der jugendlichen Mädchen ist in etlichen Punkten differenzierter untersucht als die der Jungen. Ohne Zweifel haben hier feministisch orientierte Forscherinnen entscheidende Anstöße gegeben (vgl. vor allem 6. *Jugendbericht* 1984). Es dürfte dennoch verfrüht sein, dies als eine Abkehr der Jugendforschung von ihrer männlichen Zentrierung anzusehen; denn in der eher dürftigen Analyse der familiären Situation männlicher Jugendlicher spiegelt sich so etwas wie die „Kehrseite der Medaille“: Weil die Familie als weibliche Domäne angesehen wird, gilt sie in den Augen der männlichen Jugendlichen häufig als eine Art nebensächlicher Aufenthaltsort. Es spricht einiges dafür, daß männliche Jugendforscher diese Sichtweise „ihrer Jungen“ allzu häufig übernommen und deshalb die familiäre Situation an den Rand ihres Forschungsinteresses gerückt haben.

Anmerkungen

- 1 Eine differenzierte Analyse der jüngsten Statistiken zum Bereich „Jugend und Familie“ findet sich bei Popp/Tillmann 1990 b.
- 2 Die vorliegenden Repräsentativstudien stammen allesamt aus der 1. Hälfte der 80er Jahre — die jüngsten wurden 1983/84 durchgeführt. Ob sich seitdem ein Wandel in der familiären Sozialisation vollzogen hat, muß bis zur Vorlage jüngerer Untersuchungen offen bleiben.